



Lutz Lemhöfer

Erinnerung – bedrohlich und befreiend

Zu: Lilo Günzler (in Zusammenarbeit mit Agnes Rummeleit): Endlich reden. 4. Auflage Frankfurt 2015. 226 Seiten, 14,80 Euro.

Am 22. November 2015 ist auf dem Gelände der Europäischen Zentralbank in Frankfurt eine Gedenkstätte eröffnet worden. Bis zum März 1945 waren dort, in der Großmarkthalle, Menschen zusammengetrieben worden, die dann vom benachbarten Ostbahnhof aus in die Konzentrationslager im Osten verschickt wurden. Unter den Gästen war eine kleine 82jährige Frau aus dem Frankfurter Vorort Schwanheim, Lilo Günzler. Als 12jähriges Kind hatte sie ihre jüdische Mutter und ihren Bruder (er stammte aus einer früheren Beziehung der Mutter und wurde deshalb als „Volljude“ bezeichnet) dorthin begleitet, bis sich die Türen des Güterwagens mit Ziel Theresienstadt hinter den beiden schlossen. Das Bild hat sich in ihre Seele eingebrannt.

Einige Jahrzehnte früher wäre sie wohl nicht zu solch einer Gedenkfeier gegangen. Die bitteren Erlebnisse und Erfahrungen, die sie als Kind einer jüdischen Mutter und eines nichtjüdischen Vaters hatte machen müssen – als „Mischling ersten Grades“, wie das damals hieß –, sie waren in ihr wie eingekapselt. Die brennende Synagoge am Börneplatz 1938 und die tiefe Verstörung der Mutter, die sie von dort wegzog. Die strenge Mahnung an das frischgebackene Schulkind, in der Schule nur ja nicht aufzufallen. Was dann im Krieg doch passierte, als sie die Nachfrage nach den letzten Siegesmeldungen im Radio nicht beantworten konnte – zwei Männer in Uniform hatten den ‚Volksempfänger‘ der „jüdisch versippten“ Familie abgeholt. Die Nichtzulassung zur Realschule „aus rassischen Gründen“, später der Ausschluss von der Kinderlandverschickung der Frankfurter Schulen, die sie vor den zunehmenden Bombardierungen bewahren sollte. Die hat sie dann hautnah mitbekommen, ebenso wie noch im Februar 1945 den Abtransport von Mutter und Bruder nach Theresienstadt. Dagegen wusste auch der um Hilfe gebetene Stadtpfarrer Dr. Herr kein Mittel – die Familie war zwar kurz nach der Machtergreifung katholisch geworden, aber den NS-Rasseideologen war das egal. Nur die kurz zuvor geborene kleine Schwester konnte in einem katholischen Kinderheim untergebracht werden. Und schließlich das Kriegsende, das für Lilo Günzler schon am 29. März 1945 stattfand. Als da ein Soldat an die Haustür hämmerte, hinter der die 12jährige ganz allein war, hatte der nicht nur eine fremde Uniform, sondern auch eine schwarze Haut. Ein Glückserlebnis! Denn „das kann kein Deutscher sein! Das muss ein Amerikaner sein! Der Krieg ist aus!“ Und dann kehrten auch Mutter und Bruder im Juli 1945, zwar beschädigt an Leib und Seele, aber doch lebendig aus Theresienstadt zurück. Zwölf Jahre Schikane und Verfolgung waren vorbei.

Konnte man weiter in Deutschland, in Frankfurt leben? Zuerst konnte die Familie sich das nicht vorstellen; die Auswanderung nach Palästina wurde beantragt, gestützt von der Jüdischen Gemeinde. Alles freilich wäre ihnen dort fremd gewesen: das Land, die Sprache, der jüdische Glaube. Als die Einreisepapiere dann 1948 bereit lagen, überließ der Vater den Kindern die Entscheidung. Schließlich ging es vor allem um ihre Zukunft. Während einer langen Nacht überredete Lilo den Bruder zum Hierbleiben. Die Eltern akzeptierten das, und der Vater bestimmte: „Wir reden nie mehr über diese Zeit.“ Daran hat sich auch Lilo gehalten, über fünfzig Jahre lang. Warum? Um endlich kein Außenseiter mehr zu sein. „Man wollte dazugehören. Das kannst du mit dieser Vorgeschichte nicht.“

Es ist schwer vorstellbar, aber diese dramatischen Kindheitsjahre blieben über Jahrzehnte Lilo Günzlers Geheimnis. Weder in der neuen Schule wusste jemand davon noch ihre Freundinnen und Kolleginnen in der Ausbildung zur Kindergärtnerin. Vielleicht haben sie sich gewundert über dieses Mädchen, das gern den Klassenclown spielte, als wollte es seine Kindheit

nachholen. Sie wurde Kindergärtnerin, wie man damals sagte, und Jahrzehnte später noch Lehrerin für Sport und Handarbeit an Grundschulen. Ein auf den ersten Blick sehr normales Leben. 1957 heiratete sie, 1960 und 1963 kamen die Kinder. Keinem, weder dem Mann noch den Kindern, hat sie von ihren Erlebnissen in der NS-Zeit erzählt. „Ich wollte meine Kinder in Frieden groß werden sehen.“ Denn immer noch war sie da, die Angst, dass Schlimmes passieren könnte, wenn ihr Geheimnis offenbar würde. Schließlich waren sie alle noch da, die damals „Juda verrecke!“ gebrüllt und in Nazi-Organisationen kräftig mitgemacht hatten.

1965 zog die Familie nach Frankfurt-Schwanheim, ein westlicher Vorort, in dem niemand sie von früher kannte. Dafür machte sich Lilo Günzler bekannt, durch Mitarbeit in der Kirchengemeinde, im Heimat- und Geschichtsverein, in der Theatergruppe. Die Zeit des bloßen Nicht-Auffallen-Wollens war vorbei. Im Rückblick deutet sie es so: „Ich wollte bei den Leuten beliebt sein. Dann kannst du reden.“ Denn in den 90er Jahren bröckelte das Schweigen – langsam, zögerlich, in immer neuen Etappen. Ab und an gab sie im kleinen Kreis einzelne Erlebnisse aus ihren ersten zwölf Lebensjahren preis, etwa bei vertrauten Mitreisenden auf einer Israel-Fahrt im Jahr 2000, die ihr viel bedeutete. Und bei der sie einen Brief im Andenken an ihre jüdischen Vorfahren in die Klagemauer in Jerusalem steckte – Nichtjuden ist das nicht erlaubt, ihr als Tochter einer jüdischen Mutter schon. Es war ein stilles Bekenntnis zu ihrer Herkunft. Und ein öffentliches folgte 2005 bei einer Gedenkfeier der katholischen Gemeinde zum 60. Jahrestag des Kriegsendes. Man hätte eine Stecknadel fallen hören, als sie, die man doch zu kennen glaubte als lokale Aktivistin und Pfarrgemeinderätin, von den Jahren als „Mischling ersten Grades“ erzählte. Erstmals öffentlich, erstmals am Stück und dies trotz einer Störung durch Neonazis kurz vor Beginn der Veranstaltung. Viele, so sagt sie, haben sie später in den Arm genommen. Und die Anne-Frank-Stiftung kam auf sie zu, gewann sie als Zeitzeugin vor allem für Schulklassen. Eine lästige Pflicht für die Jugendlichen? Nein. „Ich habe einen ganzen Ordner mit Dankesbriefen. Alle wollen davon hören.“ Für ihren Einsatz bekam sie 2009 das Bundesverdienstkreuz verliehen. Und 2014 ließ sich der katholische Stadtdekan im gleichen Zimmer wie 1945 von ihrer damaligen Enttäuschung über mangelnde Hilfe erzählen und machte dies später zum Gegenstand einer Predigt. „Die katholische Kirche hat jetzt Ja zu mir gesagt“: so hat es Lilo Günzler erlebt. Als ein „Ja“ nicht nur zur geachteten Pfarrgemeinderätin, sondern zum kleinen „halbjüdischen“ Mädchen aus der Altstadt. Nachlesen kann man ihre Geschichte in einem Buch, das Lilo Günzler 2009 veröffentlicht hat: „Endlich reden“. Das ist mehr als ein Anlass zum Stolz. „Das Buch war meine Befreiung.“ Die Erinnerung hat ihren Charakter verändert, von der Bedrohung über das Tabu zur Befreiung. Folgt man einem alten jüdischen Sprichwort, kann man vielleicht sogar von einer Erlösung sprechen.

(erstmal erschienen in der Zeitschrift „Pax Christi im Bistum Limburg“ 1/2016)